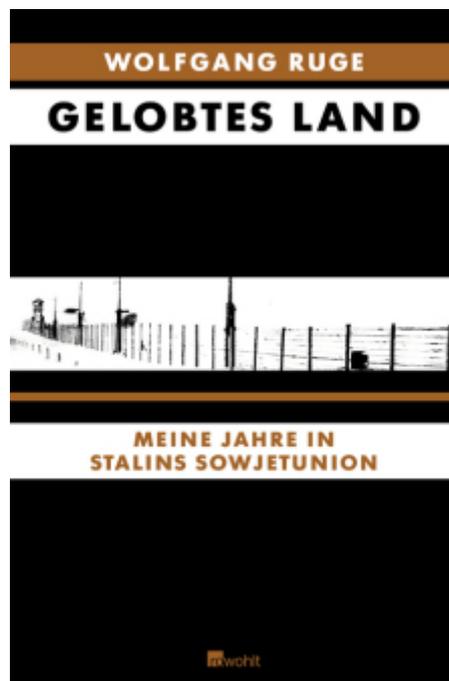


Leseprobe aus:

Wolfgang Ruge

Gelobtes Land



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

INHALT

TEIL I • NEUE HEIMAT

- Nach Moskau! **9** • Was hatte ich erwartet? **22** •
Emigrantenalltag **38** • Zeitenwende **54** •
Himmelhoch jauchzend ... **66** • Wie im Mittelalter **79** •
Das Leben geht weiter **94** • Der Krieg kommt **104** •

TEIL II • DIE STEPPE

- Vorladung **119** • Siedlung Nr. 11 **132** •
Die Obrigkeit **141** • Arbeitssuche **148** •
Mobilisierung **157** •

TEIL III • HUNGER

- Ins Ungewisse **167** • Lagpunkt «Schwarzes
Flüsschen» **178** • Hinaus in die Taiga **189** • Zuträger,
Sägeschleifer, Deputierte **195** • Hunger **207** •
Bolschaja Kossolmanka **213** •
Um ein Haar zum Volksfeind gestempelt **223** •
Die schlimmste Zeit beginnt **240** •
Winter 1943 **248** • Reiten und andere Erlebnisse **260** •
Wieder im Wald **270** • Heizer in der Sauna **275** •
Heumahd **287** • Ein neuer Lagpunkt wird
gegründet **293** • Unfall **299** • In die
Lagerhauptstadt **308** • Nachkrieg **318** •
Im Projektierungsbüro **338** •

INHALT

TEIL IV • DIE EWIGKEIT

- Untaugliche Freiheit **365** • Drei Tage Kasachstan **376** •
Fernstudium **387** • Alle mal herhören **403** •
Taja **410** • Stalins Tod **419** • Bruder Walter in Soswa **424** •
Mutter in Swerdlowsk **430** • Nach 23 Jahren wieder
in Berlin **435**

ANMERKUNGEN 441

NACHWORT VON EUGEN RUGE 445

ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS UND GLOSSAR 457

PERSONENREGISTER 469

TEIL I • NEUE HEIMAT

**(Teil I und II wurden geschrieben zwischen
1984 und 1986)**

NACH MOSKAU!

Seltsamerweise kann ich mich nicht mehr an das genaue Datum unserer Ausreise aus Deutschland erinnern. Es muss aber einer der letzten Augusttage 1933 gewesen sein, an dem mein zwei Jahre älterer Bruder Walter und ich, gerade sechzehnjährig, auf der Hintertreppe unseres Tempelhofer Mietshauses per Selbstauslöser ein Abschiedsfoto machten. Zwar lachen wir dort, doch war uns eigentlich nicht ganz geheuer zumute. Immerhin verriet unser Gepäck, dass wir nicht nur eine Wochenendreise nach Kopenhagen vorhatten. Was würde geschehen, wenn man Verdacht schöpfte, uns einer gründlichen Untersuchung an der Grenze unterzog und unsere Sowjetvisa entdeckte?

Um unliebsamen Überraschungen vorzubeugen, hatten Walter und ich – beide blond und blauäugig – so etwas wie Nazibonzen-Zivil angelegt: Schaftstiefel und Breeches, wie sie SS-Männer trugen, dazu sportliche Sakkos. Trotzdem gingen uns auf der Fahrt von Berlin nach Warnemünde fast die Nerven durch. Die Anspannung schlug in Albernheit um. Unser Gekicher hätte jedem aufmerksamen Beobachter verraten, dass mit uns etwas nicht in Ordnung war. An der Grenze lief jedoch alles komplikationslos ab. Die noch aus der «Regimezeit» stammenden Zöllner drückten routinemäßig ihre Stempel in unsere Pässe, und zwei zunächst argwöhnisch dreinschauende SS-Leute, an denen die Ausreisenden vorbeimussten, nickten uns sogar freundlich zu. Unvergesslich der Augenblick, als ich, nun alle Gefahren hinter mir wissend, auf das Oberdeck des

Fährschiffes Warnemünde–Gedser in die dunkle, warme Augustnacht hinaustrat.

Im unwirklichen Licht des allzu frühen Morgens erreichten wir Kopenhagen. Walter kannte eine dänische Familie, deren Sohn er auf einer Schulreise nach Kopenhagen kennengelernt hatte. Als wir dort gegen acht Uhr klingelten, ließ man uns jedoch nicht einmal über die Schwelle. Wahrscheinlich befürchteten die Leute, dass wir uns, aus Deutschland vertrieben, bei ihnen einnisten wollten.

Sechs oder acht Stunden lungerten wir in Kopenhagen einfach herum. Ich rauchte meine letzte deutsche Zigarette (Muratti For ever) und überlegte, ob ich den Nichtraucher Walter, der die Kasse verwaltete, um ein paar Kronen für etwas Rauchzeug bitten sollte. Zu meinem Erstaunen bewilligte er mir sogar eine Schachtel mittlerer Preisklasse.

Die Abfahrtszeit rückte heran. Ein kleiner Dampfer schaukelte uns über den Sund, vorbei an der berühmten Kopenhagener Meerjungfrau, die allerdings, viel kleiner als erwartet, in der beginnenden Dämmerung höchst unscheinbar aussah. Von Malmö sahen wir nur die Lichter. Beeindruckend war dagegen der elektrisch (!) betriebene Nachtexpress Malmö–Stockholm, in dem wir fast geräuschlos durch die nicht endenden Wälder rasten. Noch immer misstrauisch, antworteten wir nur einsilbig, als ein Herr mit uns ins Gespräch zu kommen versuchte. Die Atmosphäre lockerte sich erst, als er mir eine Zigarette jener Sorte anbot, die angeblich nur für den König von Schweden hergestellt wurde. Er sei nämlich, sagte er, Zigarettenfabrikant und habe die Ehre, die Lieblingsmarke Seiner Majestät zu produzieren.

Mit dem Geschmack des königlichen Tabaks auf der Zunge und dem erhebenden Gedanken im Kopf, dass ich jetzt auf derselben Route wie Lenin im Revolutionsjahr 1917 nach Russland einreiste, schlief ich ein.

An der Bahnsteigsperrre in Stockholm tauchte völlig unerwartet Hans Baumgarten auf, der Lebensgefährte unserer Mutter. Hans war, wie wir wussten, Kurier der OMS*, der Geheimabteilung der Komintern*, bei dem auch unsere Mutter seit einiger Zeit arbeitete. Er hatte gerade eine Kurierreise hinter sich gebracht und war auf dem Weg nach Moskau. So verbrachten wir den Tag zu dritt in Stockholm, sehr angenehm auch deshalb, weil Hans uns ein opulentes Essen bezahlte. Er kannte sich etwas in der Metropole aus und zeigte uns einige historische Gebäude, schöne Brücken und Uferpromenaden in der von Wasser durchspülten Stadt.

Ziemlich pflastermüde kamen wir gegen Abend zum Schiff, das uns ins finnische Turku bringen sollte. Unübertroffen schön war die Ausfahrt aus Stockholm durch Schären und Dutzende kleiner und kleinster Felsinseln. Als es vollends dunkel wurde, gingen wir unter Deck. Hans hatte natürlich eine Kabine, für Walter und mich gab es dagegen nur einen Hängemattenplatz im allerdings fast leeren Gemeinschaftsschlafräum. So gut wie dort habe ich selten geschlafen.

Von Turku ging es per Bahn zunächst nach Helsinki und von dort aus zur finnischen Grenzstation. Nun war die sowjetische Grenze nicht mehr weit. Die kleine Lokomotive pfiff und krächzte und blieb lange an kleinen Stationen mit unaussprechlichen Namen stehen.

In Wyborg stiegen die meisten Passagiere aus. Mein Herz schlug höher, als wir uns im fast leeren Waggon dem sowjetischen Grenzort Beloostrov näherten. Dann quietschten die Bremsen, und der Zug hielt. Wir schauten hinaus, doch auf dem verlassenem Bahnsteig tat sich nichts. Unser einziger Mitreisender, offenbar ein Russe, stieg rasch aus und verschwand.

* Die so gekennzeichneten Begriffe sind im Glossar erläutert.

Dass er sich auskannte, begriffen wir erst, als uns ein finnischer Eisenbahner fragte, worauf wir noch warteten. Hier sei Endstation, über die eigentliche Grenze müssten wir zu Fuß gehen.

Am Erfrischungsstand im finnischen Wartesaal kaufte Hans ein Dutzend Bananen und trank im Stehen einen Kaffee. Er schlug vor, sich noch einmal hinzusetzen, doch Walter und ich drängten, weil wir so schnell wie möglich über den Schlagbaum nach «drüben» gelangen wollten.

Dann die entscheidenden 20 oder 30 Schritte. Fasziniert starrte ich auf den großen Holzbogen, der den nicht befahrenen Schienenstrang aus der alten in die neue Welt überspannte. Zwar konnte ich die fremdländischen Buchstaben nicht lesen und die Worte nicht verstehen, doch wusste ich, was dort stand: «Proletarier aller Länder, vereinigt euch!» Mich übermannte ein unbeschreibliches Gefühl – wie es ein religiöser Mensch beim Anblick der Jungfrau Maria empfinden mag. So betrat ich meine neue Welt.

Die ersten Eindrücke vom roten Russland hat mein Gedächtnis nur verschwommen bewahrt. Offenbar wurde die Wirklichkeit von der inneren Verpflichtung, begeistert zu sein, verschleiert. Hans, Walter und ich betraten ein verwahrlostes Bahnhofsgebäude: überall Dreck, die Regale des kleinen Verkaufsstandes waren leer, von Spinnweben durchzogen.

Erst nachdem die Abfahrtszeit des Zuges, der uns nach Leningrad bringen sollte, verstrichen war, erschienen die ersten Sowjetbürger: zwei Grenzer und ein Zollbeamter mit betont abweisenden Mienen. Dennoch betrachtete ich die leibhaftigen Repräsentanten des Sowjetstaates mit ungeheurem Respekt, oblag es ihnen doch, die hier in den Wäldern versteckte Grenze zu sichern, vielleicht sogar Provokateure dingfest zu machen. Da konnten sie nicht jeden Ankommenden umarmen. Tatsächlich nahmen sie ihre Pflichten sehr ernst. Der Zöllner

öffnete jeden Koffer, nahm Wäschestücke heraus. Verblüffenderweise blieb Hansens schwarzer Diplomatenkoffer ungeöffnet – der Grenzposten schob ihn mit dem Fuß lässig vom Stapel des unkontrollierten zum bereits inspizierten Gepäck. Ich erinnere mich, dass ich begeistert war: Donnerwetter, dachte ich, wie perfekt im Arbeiter- und Bauernstaat alles organisiert ist. Die Grenzer erkannten die kommunistische Kurierpost an geheimen Zeichen.

Als sich der Zug – mit fast zweistündiger Verspätung – in Bewegung setzte, war unser Waggon leer: bis zur ersten Station, die, wie ich später erfuhr, außerhalb der Sperrzone lag. Dort jedoch war der Bahnsteig schwarz vor Menschen. In unser Abteil drängten zwei mit Kiepen bepackte Frauen und ein kahlgeschorener, dürftig gekleideter Mann mit zwei Kindern. Er lächelte uns an, wir lächelten zurück, doch die Sprachbarriere verhinderte jede weitere Verständigung. Ich glaubte, dass er uns so freundlich begegnete, weil er in uns seine Kampfgenossen gegen den Weltimperialismus erblickte. Heute denke ich, dass er vor allem über unsere Kleidung und unsere Koffer staunte, ganz zu schweigen von den Bananen, die wir ihm und den Kindern anboten. Wir mussten ihnen zeigen, wie sie abzuschälen waren.

Je näher wir Leningrad kamen, desto voller wurde der Zug. Von den hereindrängenden Menschen sahen wir nicht viel, weil es inzwischen Nacht geworden war und keine Lampe in unserem Abteil funktionierte. Schrille, unverständliche Laute kamen aus der Dunkelheit. Es roch fremdartig.

Da wir mit großer Verspätung in Leningrad ankamen, machte Hans sich Sorgen, dass er den Verbindungsmann, der ihn in Leningrad abholen sollte, verfehlen könnte. Doch der Genosse war zur Stelle. Der Mann brachte uns in das leicht heruntergekommene (heute wieder tadellos renovierte) Hotel *Astoria*, das einst das erste Haus am Platze gewesen war. Da

Fragen über Begleitpersonen der Kominternkuriere nicht gestellt werden durften, wies man uns dreien ohne weiteres ein Zimmer zu.

Zum Abendbrot, das ziemlich frugal ausfiel (allerdings, wie ich bald feststellen musste, für sowjetische Verhältnisse üppig war), stiegen wir in einen kantinenähnlichen Keller hinab. Mich wunderte, dass Hans die äußerst bescheidene Zeche mit Deutscher Mark bezahlte; erst in der Folgezeit erfuhr ich, dass man in sogenannten Intouristhotels mit ausländischer Währung bezahlen musste. Dabei bewunderte ich, wie gewandt sich Hans auf Russisch mit dem Ober verständigte. Gleichermaßen beeindruckt von seinen Sprachkenntnissen waren wir, als am nächsten Morgen das Telefon in unserem Zimmer klingelte und Hans in den Hörer rief: *Ja nitschewo ne ponimaju, towarischtsch!* – «Ich verstehe nichts, Genosse!»

Unser Zug nach Moskau ging erst am Abend des nächsten Tages, sodass wir uns am Vormittag in der Stadt umschaufen konnten. «Die Wiege der Oktoberrevolution!» Dass mich das Fluidum der Newa-Metropole – anders als bei späteren Besuchen – kaum fesselte, lag nicht nur am Regen, sondern vor allem daran, dass mir ununterbrochen kleine Schocks verpasst wurden. Als wir uns bei starkem Regen in einem Hausflur unterstellten, sah ich, wie ein Mann aus einem Bündel Zeitungspapier ein Stückchen Zucker verlor und wie sich der nächste Passant sofort bückte, das Würfelchen blitzschnell aufhob und – in den Mund steckte. Schlimm sah ein zerlumpfter, beinamputierter Invalide aus, der auf einem Holzbrett mit Rädern vorbeierollte, indem er sich mit Holzklötzchen, die er in den Händen hielt, vom Boden abstieß. Hatten in Deutschland nicht sogar die ärmsten Versehrten einen Rollstuhl?

Am Abend stiegen wir in den Nachtzug nach Moskau. Als wir am nächsten Morgen ausstiegen, schien wieder die Sonne.

Die «Hauptstadt der Welt» – *stoliza mira* – lag zu unseren Füßen.

Tatsächlich habe ich den Atem dieser Stadt vom ersten Moment an als außer-, ja als «übereuropäisch» empfunden. Der Bahnhofsvorplatz mit Fahnen, Riesenporträts und unverständlichen Losungen, der gegenüberliegende Kasaner Bahnhof mit seiner orientalisch anmutenden Architektur, die weithin schimmernden Zwiebelkuppeln der orthodoxen Kirchen, von denen es angeblich *sorok sorokow*, also 40 mal 40, geben sollte – über alledem lag ein Hauch von Exotik: Bärtige Droschenkutscher boten schreiend ihre Dienste an und schlugen ihre in seltsame Bögen eingeschrirten Pferde. Altersschwache Straßenbahnen, an deren Plattformen Mensentrauben hingen, klapperten und klingelten sich über den damals noch unebenen, geradezu hügeligen Platz. Vor den Bahnhöfen, inmitten von Truhen und Säcken lagen, hockten, dösten und schliefen Hunderte von Menschen, denen man ansah, dass sie schon längere Zeit unterwegs waren. Steppjacken, Halbpelze, Kaftane, bestickte Westen, Pluderhosen, Fellmützen, Turbane, abgeschabte Rotarmistenhelme, Kopf- und Schultertücher, vor sich hin starrende Greise, stillende Mütter, spielende, lachende und sich streitende Kinder. Woher diese Menschen kamen und wohin sie wollten, konnte ich mir nicht erklären. Erst als ich viel später mit der Sowjetwirklichkeit vertraut wurde, kam mir der Verdacht, dass viele dieser nach Moskau Gespülten aus den Hungergebieten geflüchtet waren und selbst nicht wussten, was ihnen der nächste Tag bringen würde.

Eines der wenigen Autos, die vor dem Bahnhof standen, ein alter Ford mit schäbigem Leinenverdeck, wartete auf Hans. Der Fahrer verstaute das Gepäck, und wir fuhren durch die verwinkelte Innenstadt zum Sitz der Komintern.

Ganz anders als heute war Moskau 1933 noch eine Art um

den Kreml gruppiertes, riesiges Dorf: Holzhäuser, von der Zeit geschwärzt und gebeugt, verschachtelten sich ineinander zu unterbrochenen Ketten, die sich in der Ferne verloren. Hier und dort gab es Inseln und Streifen aus Stein: heruntergekommene Adelssitze mit verwüsteten Gärten, scheckige Mietskasernen, halb zerfallene Villen an beiden Stadtringen und auf den Ausfallstraßen.

Als fremdartig empfand ich auch die überall prangenden Losungen sowie die schwarzweißen Großporträts der Politbüromitglieder, die, wie ich später begriff, Relikt und Fortsetzung der orthodoxen Heiligenbildtradition darstellten.

Einigermaßen ortskundig machte Hans uns auf revolutionäre Sehenswürdigkeiten aufmerksam: Hier die Ljubjanka, der Sitz der Tscheka*, da das «Haus der Gewerkschaften»*, in dem damals Lenins Leichnam aufgebahrt war, und dort schließlich die Auffahrt zum Roten Platz – man sah schon den Spasski-Turm und die Zinnen der Kremllmauer.

Das erste russische Wort, das ich lernte, war *propusk* – einer der wichtigsten Begriffe im Sowjetsozialismus. Wir erhielten unseren ersten Passierschein im Anmeldebüro der Komintern, die gegenüber der Kremllmauer in der Mochowaja uliza residierte. Obwohl uns damit der Zugang zum Gebäude freigegeben war, begleitete uns ein Genosse vom Sicherheitsdienst. Damit nicht genug, ließen sich die auf jeder Etage mit aufgefplantem Bajonett stehenden Posten mindestens sechsmal unsere Papiere vorweisen. Begeistert registrierte ich, dass die revolutionäre Wachsamkeit hier wirklich ernst genommen wurde.

Die Geheimabteilung OMS nahm das ganze oberste Stockwerk ein, von dem aus man über die Kremllmauer hinweg die dort patrouillierenden Rotarmisten sehen konnte. Hans wurde (mitsamt Koffer) sofort zum Chef hinter eine gepolsterte und

mit Wachstum beschlagene Tür beordert. Walter und ich blieben im Vorzimmer, wo die uns aus Berlin bekannte Hilde Tal – mit ihrer Tochter Sina hatten wir seinerzeit gespielt – Tee für uns kochte. Da wir Hilde bisher nur als Mutter und Hausfrau kannten, beeindruckte uns ihre Stellung als Chefsekretärin in der geheimsten Abteilung des «Stabes der Weltrevolution» über alle Maßen. Dies umso mehr, als sie in fließendem Russisch telefonierte und (was wir nur durch einen Zufall mitbekamen) sich zwischendurch auch mal in ihrer lettischen Muttersprache unterhielt. Während wir den Tee erstmals auf russische Art genossen, ihn nämlich durch einen zwischen die Zähne geklemmten Bonbon tranken, lauschten wir einigen «Moskauer Verhaltensregeln», mit denen uns Hilde bekannt machte.

Kurze Zeit nachdem Hans zufrieden – jetzt ohne Koffer – aus dem Arbeitszimmer des Chefs entlassen worden war, kam der oberste Boss persönlich ins Vorzimmer. Abramow-Mirow war nicht groß, sah gepflegt aus und trug eine Hornbrille. Er sprach gut Deutsch und konnte sich angeblich in sämtlichen europäischen Sprachen zu den kompliziertesten Problemen äußern. Ich erstarrte vor Ehrfurcht, als er mir die Hand reichte. Für mich stellten die OMS und ihre Mitarbeiter die Spitze der kommunistischen Elite dar. Ich war überzeugt, dass dieser untersetzte, unauffällige Mensch zu den am besten informierten Geheimdienstlern und den mächtigsten Menschen dieser Erde gehöre. Gewiss war er unbekannt, seine Fotos prangten an keiner Plakatwand, seine Reden wurden nicht veröffentlicht, und doch entschied er maßgeblich über das Schicksal der kommunistischen Bewegung und der antikolonialen Befreiungsarmeen – also über die Zukunft der Menschheit. Dabei konnte er sich natürlich auf die von Marx entdeckte Zwangsläufigkeit des Geschehens verlassen. Womit sich die OMS im Einzelnen beschäftigte, war mir natürlich unbekannt. Fest stand

aber, dass sie das revolutionäre Zentrum der Welt war, diejenige Organisation, die den «großen Aufstand» plante und vorbereitete, indem sie Geld, Waffen, Funkausrüstungen usw. in die verschiedensten Länder schmuggelte und an legale und illegale Organisationen, Vereine, Verbände und Zusammenschlüsse verteilte. Der Name OMS wurde übrigens nie genannt. Wenn wir «Eingeweihten» uns ehrfürchtig über diesen wohl geheimsten aller Geheimdienste austauschten, dann sprachen wir allgemein von der «Firma» oder vom «Fünften Stock der Komintern» – allerdings hatte das Kominterngebäude nur vier Stockwerke. Nun waren wir im «Fünften Stock», und der Chef der OMS hatte mir persönlich die Hand gegeben.

Abramow selbst bin ich nie wieder begegnet, allerdings bin ich noch mehrmals mit seiner Frau Lola Mirowa zusammengetroffen, die vielleicht nicht zu Unrecht einmal als letzte Moskauer *grande dame* bezeichnet worden ist. Rotblond, groß, äußerst elegant, unterhielt sie trotz aller Hindernisse der sowjetischen Wirklichkeit einen Salon, arbeitete in der außenpolitischen Redaktion der berühmten Tageszeitung *Iswestija** und fand obendrein Zeit, sich um die zumeist ausländischen Mitarbeiter ihres Mannes zu kümmern, die Schwierigkeiten mit der Sprache hatten und mit den Moskauer Verhältnissen nicht zurechtkamen. Mir verhalf sie 1935/36 mehrmals zu Aufträgen für die *Iswestija*. Ich zeichnete kleine Karten zur Illustration der militärischen Operationen in Abessinien und Spanien. Für eine solche Skizze, an der ich drei bis vier Stunden arbeitete, zahlte mir die Zeitungsredaktion 50 Rubel – mehr als mein halbes Monatsgehalt zu dieser Zeit. Lola Mirowa wurde vermutlich 1939 erschossen.

Da sowohl Hans als auch unsere Mutter außerhalb Moskaus im «Punkt Zwei»* bei Podlipki wohnten, wo die Fälscherwerkstatt und die Geheimschule der Komintern untergebracht

waren, schied für Walter und mich eine Unterbringung in deren Wohnung von vornherein aus. Deshalb wies der Geheimdienstchef an, uns Jungs vorerst in einem Gemeinschaftszimmer unter dem Dach des damals noch nicht aufgestockten Hotels *Lux* in der Twerskaja (seit 1932 offiziell uliza Gorkowo) unterzubringen. Wir aßen dort in der Kantine und begegneten häufig der Politprominenz. Da wir anfangs mit unseren Abenden nichts anzufangen wussten, ergab es sich fast von selbst, dass wir oft bei Hilde Tal saßen, die mit ihrem Lebensgefährten Jule Gebhardt und ihrer Tochter Sina ebenfalls im *Lux* wohnte (zweite Etage, Zimmer 14). Jule, eigentlich Julius Gebhardt, hatte in Deutschland an der Seite von Hugo Eberlein im Exekutivkomitee der Komintern gearbeitet und war jetzt im «Verlag ausländischer Arbeiter»* beschäftigt, dessen Direktor er sogar kurzzeitig werden sollte. Komisch, aber wenn man sein späteres Schicksal bedenkt auch tragisch, war Jules Reinlichkeitsbedürfnis, das dazu führte, dass er in seinem Büro eine eigene Klobrille aufbewahrte, die er aus Protest gegen die verdreckten Toiletten unter den Arm zu klemmen pflegte, wenn er durch den Korridor zum stillen Örtchen schritt.

Trotz der lästigen Passierscheinformalitäten besuchten wir Hilde Tal auch nach unserem baldigen Auszug aus dem *Lux* noch häufig. Bei den Gesprächen, an denen zumeist noch einige Zimmernachbarn teilnahmen, gab es fast ausschließlich ein Thema: die *tschistka*, die damals in Gang befindliche Parteireinigung. Obwohl mehr Russisch als Deutsch gesprochen wurde, kam ich bald dahinter, dass da eine für mich bislang unvorstellbare Aktion über die Bühne ging. Seit Wochen tagten Parteigruppenversammlungen oft bis in die tiefe Nacht hinein, um alle Parteimitglieder «durchzuarbeiten». Dies wurde so gründlich getan, dass man sich an einem Abend meist nur mit einer Person beschäftigte, ja dass es manchmal zweier Zusammenkünfte

bedurfte, um einen Genossen oder eine Genossin zu «reini-gen». Nur wer – vorbehaltlich der Zustimmung der nächsthö-heren Parteiorganisation – als «intakt» befunden wurde, bekam sein neues Parteibuch. Mich verblüffte vor allem, mit welcher Vehemenz Fehler und Schwächen geradezu gesucht wurden; dass man von der Existenz solcher Schwächen in den Reihen der siegreichen Partei dermaßen überzeugt war. Am wenigsten begriff ich, wieso der allergrößte Wert auf Selbstanklage und Selbstkasteiung gelegt wurde. Nur wer sich Asche aufs Haupt streute, nur wer – sowohl in ideologischen als auch in priva-ten Fragen – tiefschürfend genug und rechtzeitig Selbstkri-tik übte, hatte überhaupt die Chance zu bestehen. Von einigen, die zu spät oder nicht gründlich genug Selbstkritik übten, hörte ich, dass sie Selbstmord begangen hatten. Mitleid wurde jedoch nie geäußert. Selbstmord galt als Schuldeingeständnis; wer sich das Leben nahm, wurde verdächtigt, der «Opposition» ange-hört zu haben.

«Opposition» war, wie ich bald herausfand, das schlimmste aller Worte. Leute, die auch nur einer Verbindung zu so ge-nannten Oppositionellen verdächtigt wurden, überstanden die *tschistka* nicht, sie wurden aus der Partei «hinausgereinigt» und verloren, weil ein Parteiloser nicht in der Komintern arbei-ten konnte, ihren Arbeitsplatz. Als ich mein Unbehagen über diese Vorgänge einmal vorsichtig Hilde gegenüber zur Sprache brachte, reagierte sie ungewöhnlich scharf und klärte mich dar-über auf, dass der Genosse Stalin erst kürzlich den wütenden Widerstand des Klassenfeindes (von dem ich glaubte, dass er längst liquidiert worden sei) konstatiert und zu seiner vollstän-digen Überwindung aufgerufen habe. Zu meinem Schrecken erwähnte sie, dass sogar namhafte Mitglieder des Zentralkomi-tees der Kommunistischen Partei (ZK*) wegen ihrer Verbindung zu oppositionellen Gruppen verwarnt worden waren. Nach